

Briefe aus Prag

Jutta Schubert



Briefe aus Prag

von
Jutta Schubert



Originalausgabe
November 2024

Kulturmaschinen Verlag
Ein Imprint der Kulturmaschinen Verlag UG (haftungsbeschränkt)
Ochsenfurt
www.kulturmaschinen.com

Die Kulturmaschinen Verlag UG (haftungsbeschränkt) gehört
allein dem Kulturmaschinen Autoren-Verlag e. V.
Der Kulturmaschinen Autoren-Verlag e. V. gehört den AutorInnen.
Und dieses Buch gehört der Phantasie, dem Wissen
und der Literatur.

Der Kulturmaschinen Verlag verbietet die
Nutzung aller Teile des Buches zu KI-Trainingszwecken.

Umschlaggestaltung: Sven j. Olsson
Umschlagfoto: Jutta Schubert
Druck: Libri Plureos GmbH

978-3-96763-340-5 (kart.)
978-3-96763-341-2 (geb.)
978-3-96763-342-9 (.epub)

*Wege entstehen dadurch, dass man sie geht.
(Antonio Machado)*

Dieses Zitat, das ich meinen Briefen aus Prag voranstellen möchte, wird fälschlicherweise Franz Kafka zugeschrieben, was ich ebenfalls lange geglaubt hatte, auch wenn sich nirgendwo in seinen Schriften ein Nachweis darüber findet. Es entstammt jedoch einer Gedichtzeile des spanischen Dichters Machado.

Um den Prager Autor dennoch hier zu Wort kommen zu lassen, füge ich noch ein zweites Zitat bei.

*Ich habe kein literarisches Interesse, sondern
bestehe aus Literatur, ich bin nichts anderes
und kann nichts anderes sein.*

(Franz Kafka in einem Brief an Felice Bauer)



Am Wenzelsplatz

Montag, 3. November 2014

»*Unsere Kunst ist ein von der Wahrheit Geblendetsein.*«
(Franz Kafka)

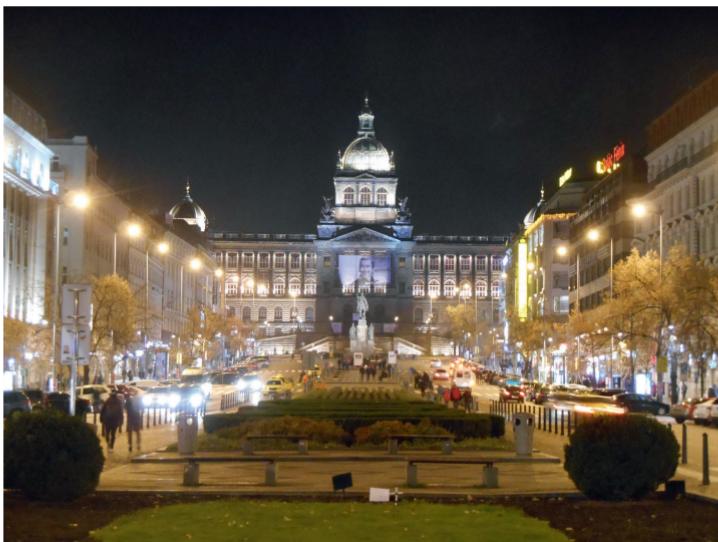
Liebster,

die Buchhandlung Academia am Wenzelsplatz gibt den Käufern keine Plastiktüte mit, sondern schlägt die gekauften Bücher in sanft glänzendes Papier ein, auf dem die Fassade des Hauses abgebildet ist. Wenn man die Bücher auswickelt, sind sie wie Geschenke, die man sich selbst gemacht hat und wie bei schönem Geschenkpapier bemüht man sich, das Papier dabei nicht zu zerreißen. Das ist einer meiner ersten Eindrücke von dieser Stadt, die reich, sehr selbstbewusst und ungeheuer europäisch daherkommt, wenn man bei Wenzels berühmter Reiterstatue aus den Katakomben der Metro aufsteigt.

Dort empfing mich, überlebensgroß an der Fassade des Nationalmuseums, ein Bildnis von Václav Havel. Noch vor Kafka begrüßt er mich in seiner Stadt. Auch für Prag fiel ja vor 25 Jahren die Mauer und die Stadt hat ihren nicht unwesentlichen Anteil daran.

In einem der Bücher, das ich ausgewickelt habe, ein schmales Bändchen mit Kafkas sämtlichen Zeichnungen, stieß ich auf seinen oben zitierten Satz. Er wurde für mich Wirklichkeit, als ich den Altstädter Ring betrat.

Hatte ich den Wenzelsplatz noch in der einfallenden Dämmerung gesehen, seine sanft abfallende Neigung, umsäumt von Tausenden von Lichtern, so umfasste den Altstädter Ring bereits die Dunkelheit. In den umliegenden Restaurants leuchteten die Wärmefeuер für Gäste, die auf den für sie improvisierten Terrassen ihr Abendessen einnahmen.



Blick auf den Wenzelsplatz

Über den Platz flanierten Spaziergänger, es herrschte reges Treiben, dennoch ruhig, überschaubar, von beinahe südländischer Gelassenheit. Mitten auf dem Platz saß ein Mann, der ein Madonnenbild vor sich auf den Boden gestellt hatte und es stoisch von oben mit einer Taschenlampe anleuchtete. Um ihn herum aufgestellt viele bunt irrlichternde Grableuchten. Ich weiß nicht, ob es eine besondere Madonna war. Nun ja, jede Madonna ist besonders.

Ein Straßensänger begleitete sich selbst mit der Gitarre und sang Pink Floyds »Wish you were here«. Die schwere, kühle Mauer des Altstädter Rathauses im Rücken, hörte ich zu und sah auf den offenen Platz vor mir, von den beeindruckenden Türmen der Teynkirche gegenüber wie magisch angezogen. Einer dieser faszinierenden Plätze Europas mit der Atmosphäre eines Innenraums unter freiem Himmel, ein Ballsaal, ausgebretet für das Fest des Lebens. Von Menschen für Menschen geschaffen und durch ihre jahrhundertelange Anwesenheit nicht abgenutzt, sondern im Gegenteil: aus der Zeit gewachsen, von stolzer Erhabenheit. Von der Wahrheit dieser Stadt geblendet sein. Von ihrer Architektur, ihrer Schönheit, ihrer Wirklichkeit.

So bin ich angekommen. Im letzten Licht eines besonders milden Novembertags. Gestern Abend, als ich mein Quartier bezog, hing Nebel in der Allee, auf dem Weg von der Bushaltestelle zur Wohnung im südlicheren Teil der Stadt, wo die Häuser und Straßen genau so aussehen wie bei uns. Wohnfassaden, Supermärkte, kleine Geschäfte, die normale Gesichtslosigkeit einer Großstadt in Europa zu Beginn des 21. Jahrhunderts.

»Lange stand K. auf der Brücke und starnte in die scheinbare Leere empor«, musste ich denken, wie ich so neben meiner Führerin einher stapfte mit meinem schweren Gepäck. Obwohl ich die Karlsbrücke und den Hradschin noch nicht gesehen habe, kam mir plötzlich gestern Nacht in der Allee der Gedanke in den Sinn: Natürlich ist Kafkas »Dorf« in seinem Roman »Das Schloss« nicht irgendein kleines Dorf im Irgendwo. Es ist Prag. Was soll es sonst sein.

Als ich dann heute Mittag bei der Metrostation Pavlova ins Freie trat, um im Prager Literaturhaus meinen Antritts-

besuch zu machen, stand ich unvermittelt zwischen den Fassaden und begriff: Ach so, ja, DAS ist Prag. Ich öffne meine Augen für diese Stadt. Die unzerstörte, die goldene. Was wird sie mir erzählen? Und ich? Was erzähle ich ihr?

In Liebe, Deine

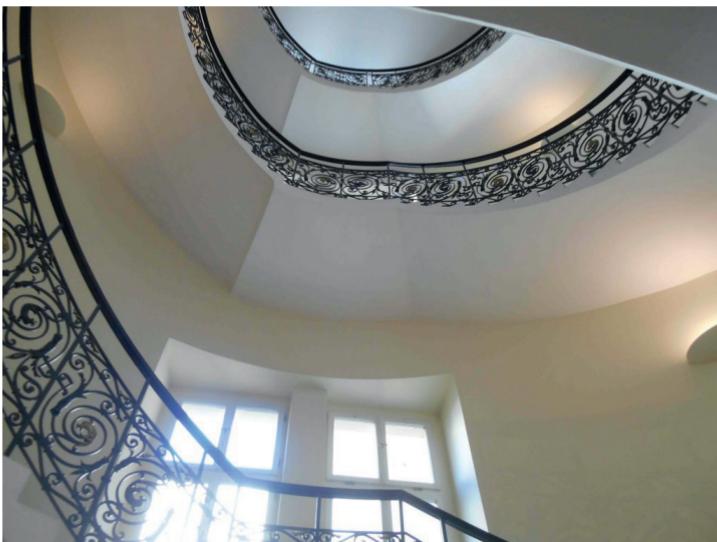
Kafka lebt nicht mehr hier

Liebster,

heute war ein strahlender Sonnentag, blauer Himmel und ganz milde Luft – gegen jedes Klischee von einer nebelumwaberten Karlsbrücke, nassem Kopfsteinpflaster, Schwarz-weiß-Design und flüchtigen Schatten unter den Laternen. Ich war unterwegs im Kafka-Land. Begonnen habe ich meine Tour bei seiner wichtigsten und letzten Arbeitsstätte, dem Gebäude der ehemaligen Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt. Die Fassade steht genauso, wie er sie gesehen haben muss, nur sehr viel schöner, heller, freundlicher, wie praktisch alle Fassaden Prags. (Der Reiseführer meint, zu keiner Zeit hätte man Prag so strahlend schön sehen können, so frisch gewaschen, wie heute). Hinter der Fassade befindet sich ein Hotel, das Century Old Town. In der Hotelhalle findet sich der Hinweis auf Kafka, nebenan, im Durchgang zum Restaurant, das »Felice« heißt, hängen in Schaukästen Fotoreproduktionen von ihm und es gibt eine Vitrine mit seinen Büchern. Das Treppenhaus der ehemaligen Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt ist original erhalten, das Herzstück des Hotels.

Also steige ich die Stufen hinauf – Kafka soll ja immer zu spät gekommen und diese Treppe hinaufgehastet sein – das Treppenhaus mit seinen weiten Bögen und seinem

eisernen Geländer, die grauen Steintreppenstufen – ja, das kann ich mir vorstellen, dass er hier ging, und ich lasse meine Hand auf dem schwarzen glatten Holz des Handlaufs hinauf gleiten. Das fühlt sich gut an, etwas in der Hand zu haben, das er auch in der Hand hatte, vielleicht noch das Einzige in der gesamten Stadt.



Treppenhaus der ehemaligen Arbeiterunfallversicherungsanstalt

Im zweiten Stock am Ende des Ganges, im heutigen Hotelzimmer 214, befand sich sein Büro. So steht es auf einer Hinweistafel geschrieben, die letzte Tür, verschlossen. Kein Türwächter. Dahinter soll ein ganz normales Hotelzimmer sein? Gerne würde ich dort einmal übernachten. Vielleicht erschien er mir im Traum?

In der Hotelhalle hängen bunte, surreal-naive Bilder, von Kafkas Motiven inspiriert. Was würde ihm hier heute

wohl am wenigsten gefallen, falls er in einer Zeitmaschine zurückkommen könnte? Abgesehen von dem ungeheuerlichen Schock, der ihm in die Glieder führe, als hätte man ihn endgültig und für alle Zeiten ertappt, vermute ich, dass ihn am meisten erschrecken könnte, dass das Restaurant »Felice« heißt.



Kafkas ehemaliges Büro

Ich verlasse das Hotel durch den Haupteingang, so wie Kafka nach getaner Arbeit, und gehe in Richtung Altstädter Ring, auf der Suche nach den Fassaden der vielen Häuser, in denen die Familie Kafka dort und im nahen Umkreis gewohnt hat. Ausgestattet mit meinem etwas wirren Merian-Stadtführer und Klaus Wagenbachs wunderbarem roten Leinenbändchen »Kafkas Prag«. Mit beiden zusammen gelingt es mir, die Häuser zu finden. Wagenbach ist

sehr viel genauer. Allerdings stimmt bei ihm oft die aktuelle Nutzung der Gebäude nicht mehr. Dafür habe ich dann den Merian und meine eigene Wahrnehmung.

In den Räumlichkeiten im Erdgeschoss des rechten Flügels des Kinsky-Palais am Altstädter Ring, wo Kafkas Vater sein Stoffgeschäft für eine Zeitlang betrieb, befindet sich eine kleine Kafka-Buchhandlung – sehr schön. Seine Werke in den verschiedensten Sprachen. Hier würde sich wohl sein Vater mindestens ebenso erschrecken wie er selbst. Der Buchhändler hinter seiner Kasse macht den Eindruck eines übrig gebliebenen 70er-Jahre Alternativen mit langem, dunklem Haar und spielt auch prompt Jethro Tulls legendäre Platte »Heavy Horses«. Wunderbar. Da kann ich mich zuhause fühlen. Und muss mir natürlich die Postkarten



Schaufenster Buchladen

mit sämtlichen verfügbaren, bekannten Fotos von Kafka kaufen und ein Notizbuch mit der schwarz-gelben Grafik eines Mannes mit Hut, der eine leicht ansteigende Straße hinaufgeht, die rechts und links von Häusern gesäumt ist, der Himmel über ihm besteht aus wirren unkenntlichen Schriftzeichen und er wirft einen langen Schatten. Der Buchhändler bedankt sich sehr artig bei mir und schenkt mir ein Lesezeichen mit Kafkas Konterfei.

Hinter dem linken Torbogen des Kinsky-Palais ging Kafka ins Gymnasium. Ich schaue mir den schlchten Innenhof an. Heute besuchen hier nur die Touristen eine öffentliche Toilette und ein gelangweilter Wachmann sitzt seine Zeit ab. Doch Kafka hatte es jedenfalls nicht weit zur Schule. Er hatte es sowieso überhaupt nicht weit. Der Radius seines Prager Lebens war klein.

Das Haus in der Zeltnergasse (Celetná) 6, in dem die Familie einen ihrer zahllosen Wohnsitze hatte, steht leer. Hinter dem Gitter zum Treppenaufgang im Torbogen stapelt sich Gerümpel.

Sie sind ja wirklich unendlich viel umgezogen, die Kafkas, und immer im Umkreis von wenigen hundert Metern. Die vielen Wohnhäuser der Familie Kafka wirken für mich nun doch etwas verwirrend, mir schwirrt schon der Kopf davon. Wagenbach merkt ganz zu Recht an, wie ich finde, dass der Radius von Kafkas Vater mit den Umzügen seines Geschäfts und seiner Familie noch viel kleiner war als der des Sohns. Was für eine aberwitzig kleine Welt der Knöpfe und Zwirne und Garne. Es drängt sich einem der Gedanke auf, dieser Mann hätte tatsächlich nichts anderes in seinem Leben verfolgt. Je erfolgreicher er mit seinem Laden wurde, desto repräsentativer sollte der Standort sein.

Dass Kafka das auf die Nerven ging, ist mir noch heute hier sofort verständlich.

Als letztes sehe ich den kleinen Platz hinter der St.-Niklas-Kirche, wo Kafkas Geburtshaus stand. Es steht nicht mehr. An seiner Stelle findet sich an der Straßen-ecke eine Büste in die Hauswand eingelassen. Als ich sie fotografiere, bleibt eine ältere Frau stehen und schaut sie lange an. Sie sieht nicht aus wie eine Touristin und macht ein derartig erstautes Gesicht, als habe sie das noch nie gesehen. Im Erdgeschoss des Hauses, das heute statt Kafkas Geburtshaus an dieser Stelle steht, befindet sich ein Restaurant. Selbstverständlich heißt es »Café Kafka« und selbst die Blumenkübel, die seine kleine Terrasse davor gegen den Platz abgrenzen, sind mit Kafkas Bild dekoriert.

Ich wollte eigentlich weiter durch die jüdische Altstadt wandern. Doch das Wetter ist zu schön und von Kafkas Geburtsplatz erblicke ich am Ende der Straße plötzlich und unvermittelt den Hradschin. Er sieht so herrlich und verlockend aus, dass ich die Altstadt für heute hinter mir lasse und mich zum Moldauufer wende, wo die Menschen in der strahlenden Nachmittagssonne auf Restaurantschiffen und Bänken am Ufer sitzen, goldene Herbstblätter hängen über sie. Das Panorama beeindruckt mich selbstverständlich, so wie sicherlich jeden, vor allem, wenn man es zum ersten Mal sieht. Doch auch hier ist Kafka präsent. Groß und unübersehbar prangt die Schrift »Kafka Museum« am anderen Ufer der Moldau. Ich vermute, von allen Dingen, die er in seiner alten Heimatstadt über sich selbst zu sehen bekäme, wäre er wahrscheinlich vor diesem Anblick am Fuße des Hradschin am meisten erschrocken. Für jemanden, der nach seinem Tod seine Schriften verbrannt

wissen wollte, müsste das hier die Hölle sein. Es steht wie eine Unterzeile zur weltberühmten Panoramasicht auf das gewaltige Bauensemble aus Burg, Veitsdom und Nebengebäuden. Spätestens hier wäre er zusammengebrochen.

Ich spaziere noch über die Karlsbrücke. Fröhliche Touristen und gar nicht mal so viele, dass man nichts von der Brücke sieht – der November zahlt sich aus. Porträtszeichner und Straßenmaler mit ihren Ständen, mehrere Bands, Jazz und mittelalterliche Musik, dazwischen ein Marionettenspieler. Es gibt viele Marionettenläden in der Stadt, die zerbrechlich wirkenden Puppen sind ein beliebtes Mitbringsel von hier.

Auf der Brücke die ehrwürdigen, geschwärzten Heiligenstatuen vor blauem Himmel. Doch sie können sich bemühen, so gruselig auszusehen, wie sie wollen. An einem solch strahlenden Tag hat ganz offensichtlich das Leben schon längst über sie gesiegt.

An den Brückentürmen der Kleinseite kehre ich um. Nein, mehr geht heute nicht. Ich schlendere zurück, um im Café Louvre, in dem selbstverständlich auch Kafka und Max Brod schon saßen, ebenso wie Franz Werfel und Albert Einstein, eine heiße Schokolade zu trinken. Mein Gott, ist das eine Schokolade! Dickflüssig, beinahe zähfließend und herrlich süß – sie könnte einen Diabetiker ins Jenseits befördern! Die Kaffeehauskultur, ja, da ist sie!

Nicht nur deshalb habe ich heute immer wieder an Wien gedacht. Gestern Abend, als ich über den Wenzelsplatz ging, kam mir der Vergleich mit Wien seltsamerweise gar nicht in den Sinn. Doch heute, bei Licht besehen, ist Prag für mich ein raues Wien mit einem saftigen Schuss von Paris.

Der Metro entstiegen, hatte ich am Mittag zuallererst das Ständetheater gesehen, in dem Mozarts »Don Giovanni« seine Uraufführung erlebte. Leider hing kein aktueller Spielplan aus. An der Fassade sind umfassende Renovierungsarbeiten im Gange. Wie wunderbar, dass dieses Theater noch steht. Dass Mozart hier hineingegangen sein soll, mutet an wie ein Traum. Als wäre man schon in Venedig!

Auf Kafkas Spuren in Prag – das mag so manchem richtig »retro« erscheinen. Ist es nicht so etwas, wie Eulen nach Athen tragen? Für mich, eine Liebhaberin der Spurensuche, ist es das auf keinen Fall. Und außerdem – wer kennt noch Kafka? Ich hörte, wie eine Reiseführerin an der Karlsbrücke mit dem Hinweis auf den Schriftzug des Kafka-Museums gegenüber sagte: »Kafka was a german jewish writer.« Aha. Das muss den Menschen also erklärt werden. Was für eine aussterbende Art von Dinosaurier muss ich demnach sein. Während ich das noch dachte, hatte sich die englischsprachige Reisegruppe samt ihrer Führerin längst abgewandt und spazierte in Richtung Altstadt davon. Dieser eine Satz als Erklärung musste genügen. Shakespeare könnte auch ein Fabrikant von Damenhandtaschen sein. Homer ein Computerprogramm. Und Rilke – der ja in Prag geboren wurde – ach du liebe Güte, nein. Das geht jetzt wirklich zu weit ...

Für heute in Liebe, Deine

Mittwoch, 5. November 2014

Im Schatten der jüdischen Stadt

Liebster,

um den Mitlesenden zu erklären, warum es sich um Briefe handelt, die öffentlich werden, sei Folgendes gesagt: Kafka war ein großer Briefschreiber. Neben seinen Erzählungen, Tagebucheinträgen und Romanen hat er sehr viele Briefe hinterlassen.



Kafkas Büste am Treppenaufgang zu seinem ehemaligen Büro

Durch seine Briefe an Felice und an Milena wurden diese beiden Frauen weltberühmt und werden bis heute mit ihm in einem Atemzug genannt.

Daneben gibt es seine Briefe an die Familie, die Schwestern – und den berüchtigten Brief an den Vater, der Eingang in die Weltliteratur gefunden hat. Auch Milena Jesenská, die tschechische Journalistin, deren Leben und Werk Teil meiner Recherche ist, war eine große Briefeschreiberin.

Ich habe mich daher für die Form von Briefen entschieden. Ohnehin ist ja jeder Text, den man schreibt, ein Brief an einen Leser, eine Leserin. In Zeiten des Internets ist das Briefeschreiben aus der »Mode« gekommen, obwohl allgemein viel gemailt und gesimst wird. Kafkas Briefzeile: »Geschriebene Küsse kommen nicht an ihren Ort, sondern werden von den Gespenstern auf dem Weg ausgetrunken«, erhält überhaupt erst im Internetzeitalter einen tieferen, neuen Sinn. Durch welche Kabel und Vernetzungen diese geschriebenen Küsse erst hindurchmüssen – von abgehörten und abgelauschten Küssem gar nicht zu reden. Nun ja, die Briefform ist also als Verneigung vor den großen Briefe schreibenden Kolleginnen und Kollegen der Vergangenheit gedacht.

Heute ein Tag mit leichter Bewölkung, hin und wieder brach die Sonne durch, meine dicke Regenjacke und mein Schal sind nach wie vor fehl am Platz. Ich machte mich auf in das jüdische Prag – die älteste jüdische Gemeinde auf europäischem Boden. Übrig geblieben ist davon hauptsächlich ein Museum, besucht von Touristen aus aller Welt: der alte jüdische Friedhof und im Umkreis von wenigen hundert Metern fünf erhaltene Synagogen.

Aus der Metrostation Staromestskà hinaufgekommen und um zwei Häuserecken gebogen, stand ich unvermittelt schon vor dem Eingang zum Museum und hatte mich doch auf einen längeren Fußmarsch eingestellt. Nur wenige Tagesbesucher fanden heute Mittag den Weg dorthin – auch dies sicherlich wunderbarerweise dem Monat November zu verdanken, der weit weniger Touristen in die Stadt spült. Ich zahlte Eintritt für die große Tour: alle Synagogen und der Friedhof.



Alter Jüdischer Friedhof

Der Rundgang begann in der Pinkas-Synagoge, seit den 1960er Jahren Gedenkstätte für die böhmischen und mährischen Opfer der Shoah, ein Prager Jad Vashem. 80 000 Menschen von hier starben in den Vernichtungslagern. Entlang der Wände der Synagoge stehen alle ihre

Namen zum Gedächtnis, ein erschütterndes Mahnmal. Und im ersten Stock ist eine Ausstellung mit Kinderbildern aus Theresienstadt in der Zeit zwischen 1942 bis 1944 zu sehen.

Die Bilder warfen mich um. Ein mit Bleistift hingekritzelter Zug, der in ein graues Nichts aus Bleistiftstrichen fährt, andere, bunte Bilder von der Sehnsucht nach daheim, dazu drastisch naive Darstellungen des Lageralltags. Ein Bild bewegte mich vor allen anderen: Reise in die Dunkelheit – ein Schiff mit vollen Segeln fährt in der linken Bildhälfte unter einem Sternenhimmel ins Schwarze. Auf der rechten Seite des Bildes brennt isoliert, vor weißem Hintergrund eine Kerze. Ich hätte davor stehen bleiben mögen, musste mich losreißen.



*Eingang zur Pinkas-Synagoge neben dem Zugang
zum alten Jüdischen Friedhof*

Später im Andenkenladen kaufte ich ein Büchlein über die Ausstellung, »I have not seen a butterfly around here«. Nicht auf Deutsch, das fand ich ganz richtig. Das Bild vom Schiff ist nicht darin abgebildet, aber ich werde es noch lange vor meinem inneren Auge sehen. Was für ein Auftakt zu diesem Tag!

Durch ein verschlossenes Gittertor sah ich wenig später bereits die Grabsteine des alten jüdischen Friedhofs neben der Pinkas-Synagoge. Zwischen den Gräbern hantierte Wumpf. Er war es – eindeutig! Wumpf ist der Totengräber aus George Taboris Theaterstück »Jubiläum«, das auf einem jüdischen Friedhof spielt, in dem die Opfer der Verfolgung nachts als Untote die Schrecken ihrer Ermordung immer wieder durchleben müssen. Vor vielen Jahren habe ich das Stück in Stuttgart inszeniert.

Der ältere, unersetzte Gärtner in Blaumann und leichter Jacke arbeitete still und ohne aufzusehen zwischen den Gräbern, schaufelte Erde mit einem Spaten in seine Schubkarre und fuhr diese dann umständlich zwischen den Grabsteinen hindurch irgendwohin. Er arbeitete einsam, konzentriert, unbeirrt von den Blicken der Besucher. Und flugs, kaum betrete ich den Friedhof durch das geöffnete Tor, befindet er sich mit seinem Schubkarren plötzlich im rechten Teil des Gräberfeldes. Wie kam er so schnell da hin? Er fährt mit dem vollen Karren Erde direkt an mir vorbei, ohne mich anzusehen, verschwindet hinter einer Wegbiegung und bleibt verschwunden. Also wenn das nicht Wumpf war! Es würde mich nicht wundern, wenn die übrigen Besucher ihn nicht gesehen hätten. So grüße ich George von hier, oder vielmehr, er grüßt mich.

Endlose Grabsteinfelder, eng zusammengedrängt, aneinander gelehnt, scheinbar mit den alten Bäumen verwachsen, schmale Wege hindurch, das fallende Laub, hier stimmt die Jahreszeit, ein stiller Ort mitten in der Stadt, trotz der Touristen wie unberührt – unberührbar. Umschlossen von einer hohen Mauer leben die Toten hier ihr ewiges Leben. Darunter Rabbi Löw, der berühmte angebliche Erschaffer des Golems. Auf seinem Grabstein, der einen aufrechten Löwen zeigt, brennen Teelichter.



Grab des Rabbi Löw

Wenig später in der Altneusynagoge, der ältesten erhaltenen Synagoge Europas. Ich habe Glück. Nur wenige Menschen verirren sich an diesem Nachmittag hierher und eine geführte Gruppe tritt gerade hinaus, als ich eintrete. So sah eine Synagoge also ursprünglich aus! Entlang der Wände des zweischiffigen Baus sind die hölzernen Gebetsstühle erhalten, ebenso rund um das Podium in der Mitte, mit dem Pult zum Vorlesen der Thora, vom übrigen Raum durch ein gotisches Gitter getrennt. Ein sakraler, mittelalter-



Im Innern der Altneusynagoge

licher Raum aus dem 13. Jahrhundert. Dieser Ort hat alles überstanden und er ist noch immer da. Ich sitze ehrfürchtig und betrachte die Mauern, in denen Rabbi Löw wirkte – und wo er der Legende nach die Reste des Golems entweder unter dem Dach oder unter der Synagoge hinterlassen haben soll.



Die Altneusynagoge

Als ich von meinem kleinen deutschsprachigen Führer durch das jüdische Prag aufblicke, bin ich wunderbarerweise ganz allein im Raum. Von draußen höre ich zwar Stimmen, aber niemand kommt herein, und bis ich mich zum Gehen wende, bleibt das so. Ich schicke einen kleinen Dank in den Äther.

Nach einem Blick auf das jüdische Rathaus mit seiner rückwärts gehenden hebräischen Uhr überquere ich die

von teuren Modeläden gesäumte Parizskà, die Pariser Straße, ja, Paris lässt grüßen, ebenso New York und all die anderen reichen Großstädte der westlichen Welt. Ich aber suche die Bilekgasse auf (Bílkova), in der Kafka sein erstes eigenes Zimmer bewohnte, allerdings nur für kurze Zeit. Das Haus steht noch. Im Gegensatz dazu erhebt sich an der Stelle der Familienwohnung »Zum Schiff«, nahe der Moldau, heute das Hotel Praha-Intercontinental, ein besonders hässliches Bauwerk. Mehr als schade ist das vor allem deshalb, weil Wagenbach schreibt, dass Kafka genau dort seine erste große Erzählung »Das Urteil« schrieb, wenig später auch »Die Verwandlung« und Teile seines »Amerika«-Romans. Während er in den Häusern, die es heute noch gibt, größtenteils gar nicht schreiben konnte, weder in der Bilekgasse, noch im Haus zum Goldenen Hecht in der heutigen Dlouhà, das ich auch noch anschau. Überall dort war es ihm zu laut.

Auch heute herrscht reges Treiben allenthalben, ich kann ihn verstehen. Doch rund um das Haus »Zum Schiff«, das nicht mehr existiert und in dem er schreiben konnte, sollen seinerzeit eine Menge Baustellen gewesen sein – beispielsweise wurde gerade die Cechbrücke über die Moldau gebaut! Also nur am Lärm allein kann es auch nicht gelegen haben. Entweder gelingt das Schreiben eben, oder es gelingt nicht und in letzterem Fall ist man geneigt, es auf alles Mögliche zu schieben. Doch wer weiß, wie dieses Mysterium entsteht oder eben nicht entsteht. Jeder Schreibende kann »ein Lied davon singen.«

Vom Restaurant des Intercontinental-Hotels im obersten Stockwerk soll man den Kafka-Blick aus seinem damaligen Zimmer noch haben, empfiehlt Wagenbach. Aber mindestens für den Augenblick schenke ich mir das.

Ich spaziere zur letzten Synagoge, der Spanischen, in der heute viele Konzerte stattfinden. Sie ist die jüngste der Synagogen und im maurischen Stil ausgestattet, sehr schön.

Doch nach Rabbi Löws Altneusynagoge kann es eigentlich für mich gerade nichts Bewegenderes mehr geben. Als ich aus der Spanischen Synagoge hinaustrete, stehe ich neben dem Eingang vor dem Kafka-Denkmal. Da sitzt ein schmaler Mann mit Hut und Anzug und erhobener rechter Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger – warum das? – rittlings auf einem überlebensgroßen kopflosen Anzugmann, dessen Füße im Boden versinken. Ein klassischer Alpträum? Kafkaesk? Ich fotografiere ihn schnell, bevor eine Gruppe Jugendlicher kommt, die sich fürs Foto aufwändig vor ihn hin postieren. Nichts wie weg, denke ich mir und suche die zweite Kafka-Buchhandlung der Stadt auf, in der Siroká, neben Louis Vuitton, wie mein Reiseführer verrät. Hier ist es still und ich finde ein kleines Poster, auf dem Kafkas Frauen sämtlich abgebildet sind. Wie schön! Das muss ich haben. Auf eine seltsame Art und Weise sehen sie sich alle ähnlich, finde ich.

Im Hintergrund der Buchhandlung ist eine Bibliothek eingerichtet. Hier hat auch die Kafka-Gesellschaft ihren Sitz. Doch bei der Kafka-Gesellschaft spricht man kein Deutsch, wurde mir gesagt. Na, wenn das nicht kafkaesk ist! Nichts wie weg. Ich brauche etwas zu essen.

Ich habe mir für heute einen Besuch im Grand Café Orient vorgenommen, an dem ich gestern schon vorbeigekommen bin. Im ersten Stock eines Hauses an der Celetnà, um die Ecke vom alten Obstmarkt, wo das Ständetheater steht. Das Grand Café Orient macht einen sehr guten Eindruck auf mich. Es ist längst nicht so voll wie das Louvre

und daher auch nicht so laut. Am Nebentisch sitzt sogar eine junge Frau mit einem Laptop. Sieh an, hier könnte man arbeiten, die Tische sind auch groß genug und es ist gar nicht hektisch. Der Kellner, der meine »Süddeutsche Zeitung« auf dem Tisch liegen sieht, die ich mir am Kiosk gekauft habe, begrüßt mich auf Deutsch. Das habe ich bisher nicht erlebt, außer beim Literaturhaus natürlich, dort ist man ja zuständig für deutschsprachige Autoren.

Nachher überquere ich wieder den Obstmarkt, wo gestern meine Tour begann. Irgendwie mag ich diesen kleinen Platz und sein deutscher Name hat sich mir eingeprägt. In Wagenbachs Büchlein ist der Stadtplan aus Kafkas Zeit abgedruckt und ich kann die deutschen Straßennamen mit den heutigen, tschechischen vergleichen. An der Stirnseite des Obstmarkts steht das Ständetheater. Die Tür steht offen, Techniker laden gerade etwas von einem Wagen ab und bringen es ins Theater hinein. Ich erhasche einen Blick – unglaublich! Man kann direkt bis auf die Bühne sehen, dahinter liegt der halbdunkle Zuschauerraum. Ich kann mich nur mühsam beherrschen, nicht hineinzugehen. Einer der Techniker schaut mich schon misstrauisch an. Ich lasse es sein, ich könnte es ja doch nicht erklären. Zumal ich des Tschechischen nicht mächtig bin. Aber dieses Theater zieht mich magisch an. Kurzzeitig, während ich weitergehen muss, keimt eine kribbelnde Sehnsucht in mir auf. Alle Theater sind gleich. Nur manche sind gleicher! Hoffentlich wird es mir während meines Aufenthalts hier gelingen, einmal hineinzukommen. Wegen Mozart? Ja sicher. Aber auch – ich weiß es nicht genau – wegen dieses Theaters eben, dieses speziellen. Das lässt sich nicht erklären.

Rechts in der Seitenstraße, der Zeleznà, hat Milena Jesenská in dem Haus auf der rechten Straßenseite mit dem steinernen Adler über dem Tor, einige Jahre ihrer Kindheit verbracht. Das Haus mit dem schmutzig gelben Anstrich scheint leer zu stehen. Die dunklen kahlen Fenster sehen traurig aus. Im Erdgeschoss einer der üblichen Souvenirläden, ein gelangweilter Verkäufer lehnt in der Tür.

Später zog Milenas Familie ans untere Ende des Wenzelsplatzes, in ein fünfstöckiges Jugendstilhaus, wo ihr Vater auch seine Zahnarztpraxis hatte. An dem Haus komme ich später vorbei, auf dem Weg zur Metrostation, allerdings bereits im Dunkeln. Am Fuß des Platzes singen und spielen drei festlich mit Federn und Perlengewändern geschmückte Peruaner »El condor pasa«. Sie begleiten sich auf riesigen, tiefdunklen Panflöten, die im Bauch vibrieren. Eine neugierige Menschenmenge steht um sie. Alte Welt trifft auf neue Welt. Die sogenannten Indianer werden in Europa immer noch bestaunt. Diese hier haben sich wirklich etwas einfallen lassen. Sie singen mit Mikroports und betätigen von Zeit zu Zeit sogar eine Nebelmaschine. Nein, Milena hätte hier heute auch keine ruhige Minute mehr. Ich muss gelegentlich bei Tag noch einmal herkommen, um das Haus genauer anzusehen.

Inspirierender, ja geradezu eine erste wirkliche Inspiration für mein Projekt, war der Anblick des Hauses Skorepka Nr. 1, die letzte angesteuerte Station auf meiner heutigen Tour. Ein wunderbares Eckhaus mit herrlicher Jugendstilfassade. Es war zwar schon dämmrig, doch noch hell genug für ein Foto. Im obersten Stockwerk dieses Hauses lebte seinerzeit Kafkas Freund Max Brod. Zu ihm stieg Kafka oft hinauf, um ihm seine Texte vorzulesen. Und dort traf er auch zum ersten Mal auf Felice Bauer. Man sieht eine

Loggia oben, wie bei italienischen Renaissance-Palästen. Auf dem Rückweg zum Wenzelsplatz denke ich, dass ich gerne einmal in das Haus hinein gehen würde, das Treppenhaus hinaufsteigen, wie Kafka es tat, wenn er den Freund hier besuchte, seine Texte versteckt unter der Jacke. Oder in der Aktentasche, gleichviel. Und dann hält die Straße an ihrem anderen Ende noch eine Überraschung bereit: Mozart hat hier übernachtet. Das Haus, in dem er nächtigte, steht allerdings nicht mehr. Es ist einem gesichtslosen Gebäude gewichen, das immerhin sein Konterfei und eine Erinnerungstafel in der Fassade trägt. Skorepka, ich komme wieder!

Für heute in Liebe, Deine